

# Ada.

Roman von G. Braddon.

(12. Fortsetzung.)

„Das steht außer aller Frage. Bitte, fassen Sie sich aber kurz, da ich nicht viel Zeit zur Verfügung habe.“

„Gewiß, mit Vergnügen. Ich bin Georg Redmann aus Perrin; vielleicht haben Sie von mir reden gehört. Nicht? Nun denn, ich bin ein Geldverleiher, ein Finanzmann, ein Bucherer, wie immer Sie mich nennen wollen.“

„Das hat mit mir nichts zu schaffen, mein Herr, und ich weiß nicht, inwiefern es mich interessieren könnte.“

„Nein, gewiß nicht, ein vom Glück getragener Mann wie ich, der eine namhafte Jahresrente besitzt, braucht sich nicht um Geldverleiher zu kümmern; aber einer Ihrer Kunden bedarf des petunären Beistandes und hat mir Ihren Namen als denjenigen eines Mannes angegeben, welcher über ihn Auskunft zu erteilen vermag.“

Guido Colin erwiderte mit kalter, steifer Höflichkeit:

„Ich wüßte nicht, daß irgend Jemand das Recht hätte, sich in dieser Hinsicht meines Namens zu bedienen.“

„Nun, derselbe wurde mir ja nicht als Bürgschaft angeführt; aber man machte mir begreiflich, daß Sie den alten Namen Tredegar nicht in den Staub treten lassen werden, da Sie durch das heilige Band der Ehe bald mit dieser Familie verweben sein werden.“

„Das ist ein vollkommen falsches Gerücht! Diese heilige Versicherung kann ich Ihnen geben, Herr Redmann,“ erwiderte Colin in eisigstem Tone.

Sichtliche Befriedigung verrieth sich in den Zügen Redmanns, während er ruhig antwortete:

„Es ist mir äußerst angenehm, das zu vernehmen. Ich konnte es von Ihnen nicht glauben, nach Allem, was ich im Dorf gesehen und gehört. Wollen Sie mir die Hand reichen, Herr von Colin? Ich wünsche von Herzen, daß wir einander bald wieder sehen mögen.“

Colin reichte ihm die Hand, der Andere schüttelte sie mit dem Zeichen sichtlicher Bewegung und wandte sich dann wieder ab.

„Der Mann muß verrückt sein,“ dachte Colin. „Ich sehe keinen Grund für seine merkwürdige Führung. Joan Tredegar verbreitet also da offenbar irgend eine unglückselige Verlobungsgeschichte, und ein Jeder, der sie hört, wird sich verflucht fühlen, mich für einen Verräther zu halten. Nein, die Sache muß ins Klare kommen, und das es bald geschehen möge, dafür will ich Sorge tragen.“

Colin trat an seinen Schreibtisch und schrieb rasch:

„Geheimes gnädiges Fräulein! Können Sie mein langes Schweigen entschuldigen? Ich vermag es selbst kaum. Ich hätte Ihnen schon vor Tagen schreiben sollen, oder richtiger noch, ich hätte die Gelegenheit des Schreibens vermeiden können, indem ich frei und offen gesprochen, so lange Sie noch in Deverill waren; aber ich schrak davor zurück, Ihnen wehe thun zu müssen, Ihnen, einer jungen Dame, vor der ich große Hochachtung besitze, wenn ich auch nicht als Bewerber um Ihre Hand aufzutreten in der Lage bin; ich dachte damals, es werde leichter sein, Ihnen zu schreiben und das Mißverständnis auszuheben.“

Nun aber finde ich, daß dies die schwierigste Aufgabe sei, welche ich jemals unternommen. Ich weiß, daß mich harter Tadel treffen kann, aber ich gebe Ihnen trotzdem die Versicherung, daß es niemals in meiner Absicht lag, Sie zu täuschen, Sie irreführen, und ich will nur hoffen, daß wir in der Zukunft ebenso gute Freunde sein mögen, als wir in der Vergangenheit gewesen. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre fernere Wohlfahrt.

Guido von Colin.

Er siegelte und adressierte den Brief hastig. Der Wagen war vorgefahren, und er hörte die Stimme des Pastors im Vestibul.

„Einige Minuten später fuhr der Wagen rasch dem Walde zu, der Pastor sprach und lachte laut und lebhaft.“

„Sie haben einen Brief aufzugeben?“ fragte er, als bei der Fahrt durch das Dorf Colin den Wagen anhalten ließ; als aber der Diener absprang und ihm den Brief dienstfertig aus der Hand nehmen wollte, wehrte er ihn hastig ab. „Nein, es dürfte keine fremde Hand das Schreiben an das Fräulein von Tredegar berühren, kein fremdes Auge es sehen.“

„Weshalb haben Sie den Brief nicht durch den Diener aufgeben lassen?“ fragte der Pastor, als Guido vom Postkasten zurückkehrte. „Wozu kommt es, Dienerschaft zu haben, wenn man sich nicht von ihr bedienen läßt? Ich habe gehört, daß Sie Ihre Hunde selbst versorgen, wozu denn?“

„Ich schätze die Unabhängigkeit, welche die Thiere an mich haben, und glaube, ihnen dieselbe lohnen zu müssen, indem ich persönlich das Möglichste für sie thue; aber ich ahnte nicht, daß meine Handlungsweise kritisiert werde.“

„Mein Gott, lieber Freund, Sie sollten doch wissen, daß das Thun und Lassen eines Mannes gleich Ihnen erörtert und besprochen wird. Nicht umsonst erlangt man durch das Bisherbeschriebene eine gewisse Berühmtheit, dazu kommt, daß Sie von sich reden machen, weil Sie die Besuche nicht erwiderten, welche man Ihnen in der Nachbarschaft abgestattet hat. Die Leute beobachten Sie also und wissen alles, was Sie thun oder nicht thun.“

Jetzt, wo Sie Heirathsabsichten haben, müssen Sie schon Ihrer Frau zu Liebe doppelt vorfichtig sein, und ich glaube, daß es für Sie nur von Vortheil wäre, wenn Sie sich etwas mit der Nachbarschaft amalaminieren wollten! Ich sehe es als Ihre Pflicht an, den Leuten mit gutem Beispiel voranzugehen, Colin, Sie hätten es so leicht, der populäre Mann der ganzen Gegend zu werden. Geben Sie einen großen Ball zu Ehren Ihrer Verlobung mit dem schönsten Mädchen in ganz England. Ich bin ein alter Mann, aber ich glaube, daß ich mich selbst daran freuen würde, und wenn Sie mit Frau Langton bezüglich ihres Vorlebens irgend ein Gespräch haben können, wenn es Ihnen möglich wäre, der Vergangenheit auf den Grund zu kommen — Sie wissen, der Adel des Landes ist so sehr erklusiv, und ich meine es gewiß gut! Ihr Trücker denkt an tausendlei Dinge nicht!“

Colin biß sich auf die Lippen und unterdrückte eine scharfe Entgegnung.

„Sie wissen, daß mir an der Meinung der nachbarlichen Familien blutwenig gelegen ist,“ sprach er nach einer Pause ruhig. „Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, an Frau Langton über ihr oder ihres Gatten Vorleben irgend eine Frage zu stellen. Sie hat mir alles gesagt, was ich wissen wollte — Fräulein Langtons Herkunft ist viel vornehmer als die meine.“

„Lieber Guido, seien Sie überzeugt, daß ich von den besten Motiven geleitet werde. Ich habe Fräulein Langton sehr gerne und möchte nicht, daß sie von dem Adel des Landes über die Achsel angesehen werden kann.“

„Was den Ball anbetrifft,“ entgegnete Colin ruhig, wenn auch mit etwas geringschätzendem Lächeln, „so sagt mir die Idee ganz vortrefflich zu. Ich werde mit Fräulein Langton und ihrer Mutter heute noch darüber Rücksprache pflegen und vielleicht sind Sie mir dann bei den nothwendigen Arrangements behilflich.“

„Ausgezeichnet! Mit Vergnügen! Ermächtigen Sie mich, mit der Gräfin Fenton zu sprechen, geben Sie ihr freie Hand und seien Sie überzeugt, daß alles auf das Beste und Paffendste veranstaltet werden wird.“

„O, Sie brauchen nicht zu zögern, die Dame ist eine Ihrer aufrichtigsten Bewunderinnen; sie schwärmt für Ihre Bücher und besaßte es immer, daß Sie kein Heiraths-kandidat seien. Sie wird sich durch die Kunde Ihrer bevorstehenden Vermählung angetregt und erfreut fühlen.“

„Lieber Pastor, ich überlasse mich ganz Ihren Händen und jenen der Gräfin. Ich bin überzeugt, der Ball, welchen Sie veranstalten, wird großartig sein, und ich sehe ihn gewissermaßen als eine Pflicht gegen meine künftige Gattin an.“

Der Pastor lachte vergnüglich.

„Nun, so ist es meiner Beharrlichkeit doch gelungen, Sie, wenigstens in einer Hinsicht, zu überreden. Ah, welch hübsches Bild sich unteren Augen bietet,“ fügte er hinzu, als sie jetzt in die Nähe des Häuschens kamen, welches Frau Langton bewohnte und man Ada's ansichtig wurde, die mit dem Taschentuche winkend, an der Gartentreppe stand.

„Früch wie eine Waldrose, ein Anblick, bei welchem selbst das vernünftige Männerherz höher schlagen muß,“ rief der alte Herr ganz begeistert.

23.

Der Wagen hielt an und Guido war Ada beim Einsteigen behilflich.

„Wie schön Du heute Morgen bist, Geliebte,“ flüsterte er.

„Ich weiß nur, daß ich mich namenlos glücklich fühle,“ entgegnete sie erlösend.

„Lassen Sie sich nicht abhalten, wenn Sie Ihrer Braut einen Kuß geben wollen,“ meinte der Pastor lächelnd. „Doch, da sehe ich Frau Langton, die mit ihrer Dienerin auf uns aufsteigt und eine Menge guter Dinge mit sich bringt.“

Unter fröhlichem Lachen wurden Körbe und Pakete in den Wagen gehoben, dann stiegen Frau Langton und Marie Buttler ein und die Fahrt wurde fortgesetzt. Die Mutter lehnte sich einigermassen müde und erschöpft in die Kissen zurück und laufste dem fröhlichen Geplauder der jungen Leute; sie waren glücklich und die Mutter freute sich dessen.

„Sagen Sie gut, Mama?“

„Ja, ich danke Ihnen, Guido, ganz gut, nur bin ich immer so furchtbar müde! Ich glaube, die langen Jahre des vergebliehen Harrens und Hof-

rens,“ fügte sie leiser hinzu, „haben an meinem Lebensmaße genagt und mir die ganze Kraft genommen. Jetzt, wo die Zukunft meines Kindes gesichert ist, werde ich mich vielleicht nach und nach erholen.“

Man fuhr an der Bestigung der Gräfin Fenton vorüber. Der Pastor machte auf die Schönheit der Lage aufmerksam, man bewunderte einzelne Partien des prächtigen Parkes, dann fuhr man weiter und suchte sich eine Stelle, an welcher gelagert und ein Imbiß eingenommen werden konnte. Nach demselben war es der Pastor, welcher den jungen Leuten die Gelegenheit bieten wollte, allein und ungestört ihrem Liebesglück leben zu können. Er unternahm einen kleinen Spaziergang mit ihnen und wollte sie dann unter dem Vorwande plötzlicher Ermüdung ihrem Schicksal überlassen. Ada aber war ein weites Stück vorausgeheilt, so daß Colin sie gar nicht mehr sehen konnte, und er legte daher eine ziemlich weite Westrede allein zurück, um sie zu erreichen; plötzlich aber blieb er wie gebannt stehen, denn in geringer Entfernung vor sich sah er Ada's weißes Kleid, vernahm er ihre Stimme, sah er, wie sie mit Joan Tredegar scheinbar unbefangenen plauderte.

„Ja,“ hörte er jetzt Joans Stimme deutlich sagen, „ja, Guido und ich sind als Anaben wie Brüder zusammen aufgewachsen. Er ist eine famose Partie, mit meiner Schwester verlobt, wie Sie wohl wissen werden. Entschuldigen Sie, Fräulein Langton, daß ich Sie neulich durch mein plötzliches Erscheinen erschreckt hatte, und gestatten Sie mir, Ihnen heute zum Ausdruck zu bringen, wie sehr ich es bedaure.“

Colin trat mit finstler geduckter Stirne vor. Die Stimme des Pastors ließ sich vernehmen, er rief nach Ada, denn er schien bemerkt zu haben, daß Colin sie nicht gefunden und wollte ihm dabei behilflich sein. Das junge Mädchen hörte ihn alsbald, antwortete und gestellte sich zu ihm. Joan und Guido traten einander allein gegenüber.

„Wäre so finstler drein als Du nur irgend willst,“ rief Joan spöttisch; „ich will mich in keinen Streit mit Dir einlassen! Wir stehen einander doch näher als Brüder! Was ist der Zufall der Geburt verglichen mit unserer Freundschaft? Ich verließ Deverill, von dem Entschlusse besetzt, Dich zum Zweitmal aufzufordern, und ich kehrte zurück mit dem Bewußtsein, daß ich ein Thor war, der Dir schweres Unrecht zufügte. Ich besah nicht das Recht, Dein Haus, so wie ich es gethan, in heraufstehendem Zustande zu betreten. Ich schäme mich dessen jetzt. Gib mir die Hand und stärke mich nicht an, als seist Du plötzlich wahnsinnig geworden.“

„Was hat Dich hierher gebracht, Tredegar?“ fragte Guido in drohen- dem Tone.

„Nun,“ erwiderte der Andere mit gutgespielter Ueberausung, „in erster Linie der Wunsch, Dich zu sehen, dann auch der Umstand, daß ich meine Dorfschöne nicht vergehe. Allerliebste kleines Ding! Sie ist die Gattin, von der ich Dir gesprochen, aber sie ist so fürchterlich scharf gegen mich gewesen, bis ich ihr sagte, daß ich ein Freund von Dir sei. Welch' schlauer Geselle Du doch bist! Du entschuldigst Dich für verlorene Zeiten, indem Du hübschen Mädchen den Hof machst. Ich war im Schlosse, hörte, daß Du mit dem Pastor und einer ganzen Gesellschaft ein Picnic unternommen, und ich ging auf die Suche nach Dir. Glücklicherweise gelang es mir, bald Deiner habhaft zu werden, und da bin ich nun.“

Colin war sehr bleich geworden. Unwillkürlich preßte er die Zähne aufeinander, und ein paar Sekunden lang wollte es ihm gar nicht gelingen, auch nur ein einziges Wort hervorzuholen. Endlich wandte er sich mit sehr ernster Miene an seinen Gefährten und sprach leise und fest:

„Du warst mein Freund, Tredegar, obzwar ich glaube, daß ich eigentlich immer eine gewisse Dosis von Verachtung für Dich besessen habe. Willst Du diese meine Verachtung in Hof umwandeln? Du sprichst von Fräulein Langton als von einer „Dorfschönen“. Schon dadurch, daß Du ihren Namen ausprüchst, entweißt Du denselben. Heber Wid von Dir ist eine Beleidigung!“

Joan Tredegar blinnte Guido verblüfft an.

„Bei Gott, Du gehst zu weit,“ rief er heftig. „Was ist Dir das Mädchen? Was kann sie Dir gelten?“

„Sie ist meine künftige Gattin,“ hörte er wohl!

Joan starrte dem Anderen fassungslös ins Gesicht; er ließ die Cigarette aus der Hand fallen.

„Du hast mich durch Deinen thörichten Scherz erschreckt, Colin! Um des Himmels willen, Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß Du im Ernste redest? Wie ist es denn um Edith bestellt?“

Er ballte die Fäuste, seine Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, aber Colin hatte sich wieder gefaßt und schien jetzt ganz ruhig.

„Es war alles ein Zertrümern, ein entsetzlicher Zertrümern! Ich habe Deiner Schwester nie den Hof gemacht, ich habe sie in dieser Weise nie geliebt. Wie es gekommen, weiß ich kaum, aber ich fand nicht den Muth, das erklärende Wort zu ihr zu sprechen. Ich hatte die Empfindung, als ob ich sie dadurch in ihren eigenen Augen herabsetzte und demüthigte, aber ich habe ihr

geschrieben, und sie wird es verstehen lernen.“

Er hielt inne, denn aus Tredegars Augen sprach starre Verzweiflung. Er fühlte sich ganz entnervt, der sonst so fröhliche Joan. All sein großes Hoffen schien mit einem Male von ihm zu weichen, und trotz all seiner Fehler liebte er ja seine Schwester doch wirklich.

„Ich werde sehen, wie Edith das auffaßt, was sie dazu zu sagen hat,“ murmelte er mit steigender Erregung. Dann entfernte er sich mit hastigen Schritten.

24.

Die Gesellschaft kehrte auf dem kürzesten Wege nach Schloß Deverill zurück. Colin und Ada saßen nebeneinander, während der Vikar sich Frau Langton widmete.

„Mein lieber Guido,“ sprach der Priester in dringendem Tone, „streben Sie den Klüftler nicht zu allzu großer Eile an, es liegen ein paar Stunden Tageslicht vor uns, und ich bin sicher, daß die Damen sich des Aufenthaltes in der freien Luft erfreuen. Nach meinem Dafürhalten giebt es nichts Verlockenderes, als an einem schönen Juniabend spazieren zu fahren, dann um Sieben gemächlich zu soupieren und so den festlichen Tag würdig zu beschließen.“

Colin antwortete nicht, er wünschte inländisch, daß der Tag vorüber wäre. Auf die Fragen, welche man über Herrn von Tredegar gestellt, hatte er nur kurze Antworten erteilt; alle Welt fühlte, daß irgend etwas nicht richtig sei. Colin war äußerlich über sich selbst und joanig auf Ada, weil sie den Schmeichelworten Joan Tredegars gelauscht; er hatte ihr geröthetes Antlitz, ihre leuchtenden Augen gesehen und fühlte sich enttäuscht und empfindlich. Er wollte sich gerne mit ihr aussprechen und fühlte, daß er keine Ruhe haben werde, bevor es ihm nicht gelungen, das Mädchen vor Tredegar zu warnen.

Alle empfanden es als Erleichterung, als der Wagen endlich im Schloßhof einfuhr, und die Mahlzeit verließ ziemlich einflüßig.

Der Pastor errieth theilweise die Ursache von Guido Colins Verstimmung.

„Es ist recht schade gewesen, daß der junge Tredegar vermuthlich allerhand Unsinn mit Fräulein Langton gesprochen, aber er that es in aller Unschuld, und Sie haben ihm nun bezüglich seiner Schwester hoffentlich den Standpunkt klar gemacht. Ihr beiden jungen Leute, Sie und Ada, müßt nun auch ins Reine kommen, und dann ist alles wieder gut.“

Der Priester lächelte, als Colin das Zimmer verließ, um draußen im Park seine Braut zu zweien Behaglich zu zudecken. Behaglich zündete er sich die zweite Havannacigarre an, kam er ja doch nicht oft in die Gelegenheit, ein so gutes Kraut zu rauchen.

Ada hatte sich inzwischen nach dem Treibhaus begeben. Sie liebte Blumen lebensköstlich, heute aber beachtete sie deren Schönheit kaum. Aus dem einen oder aus dem anderen Grunde war ihr Verlobter anvertraut mit ihr, das fühlte sie, und Adas Herz war dadurch wesentlich bedrückt. Sie hatte sich auf einen vergnüglichen Abend im Schlosse riesig gefreut und Pläne für das neue Leben ausgesprochen, welches so nahe vor ihr lag. Colin hatte lebhaft für eine baldige Verheirathung plaidirt und Frau Langton sollte auf dem Schlosse ihr Heim ausschlagen. Wie gültig, wie rücksichtslos Guido doch war!

„Und ich kann ihm so wenig geben. Zuweilen ruft es doch den Eindrud hervor, als hege ich die Empfindung, daß ich Diejenige sei, welche spendet und nicht er. Mein Lieblich! Mein König! Mein Gott!“

Sie stieg einen leisen Schrei aus, denn Colin stand plötzlich neben ihr. Fast vorwurtsvoll blinnte er sie an. Sie wandte sich um, so lang die Arme um seinen Nacken und legte das Haupt auf seine Schulter.

Beide schwiegen eine Weile, sie hatten die Empfindung, als ob sie nichts hörten als das Rauschen ihrer eigenen Herzen. Endlich richtete das Mädchen sich auf, und indem sie Guido Colin unterwandt in die Augen blickte, fragte sie leise:

„Habe ich Dich geärgert, Lieblich?“

Er runzelte die Stirne. Im Geiste sah er noch das freudig erregte Antlitz vor sich, welches sie seiner Meinung nach Joan Tredegar zuwandt hatte.

„Geärgert?“ wiederholte er mit bitterem Lachen. „Ja, auf eine Weise, die es mir schwer werden wird, zu vergessen.“

„Was habe ich gethan?“ fragte sie ruhig; aber sie war doch bis in die Lippen bleich geworden.

„Nichts, Du hast nur mit lächelndem Antlitz den Schmeicheln eines Mannes zugehört, der mit jedem Worte Antlitz den Schmeicheln eines Mannes zugehört, der mit jedem Worte Antlitz den Schmeicheln eines Mannes zugehört, der mit jedem Worte Antlitz den Schmeicheln eines Mannes zugehört.“

Er that sich Gewalt an, ruhig zu sprechen, denn er fühlte, daß er nahe daran war, sich von seiner Leidenschaft hinreißen zu lassen.

„Fahre fort, ich werde mich nicht vertheidigen, bis Du ausgesprochen.“

„Ich habe nichts mehr zu sagen, erregt nicht, was ich geredet?“

„Ja, es ist sogar viel zu viel, wenn ich auch nicht ganz im Klaren darüber bin, wessen Du mich eigentlich beschuldigen willst. Herr von Tredegar hatte sich als Dein Freund vorgestellt und sagte, daß er gerade vom Schlosse komme. Er entschuldigte sich bei mir, weil er mich einige Tage vorher im Dorfe angesprochen, und sagte, er

habe mich für eine Dame seiner Bekanntschaft gehalten. Du machst mir nun einen Vorwurf daraus, daß ich mich für ihn interessire. Kann ich es anders, wenn er mir sagt, daß er ein Freund Deiner Kindheit sei? Daß seine Schwester Dich heirathen wolle? Begehrt Du von mir, daß ich in Zukunft nicht mehr mit ihm rede, so werde ich es natürlich unterlassen; quälst Du mich aber aus Eifersucht, ohne einen speziellen Grund dafür zu haben, so beleidigst Du mich damit gräßlich. Lieber will ich Dich mein ganzes Leben lang nicht wiedersehen, als es erleben zu müssen, daß Du mich so anblickst, wie es im gegenwärtigen Augenblicke geschieht.“

Ihre Lippen bebten, ihre Augen waren thränenfeucht.

„Ich bin nicht eifersüchtig, Ada,“ erwiderte Colin reumüthig; „es ärgert mich nur, daß Tredegar Dich mit so frechen Augen anzublicken wagte. O, Geliebte, vergeiß mir,“ fügte er leidenschaftlich bewegt hinzu. „Ich weiß ja, daß ich unvernünftig bin und Du ein Engel bist.“

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie. Dann schloß er einen Augenblick still, sie aber sprach ernsthaft:

(Fortsetzung folgt.)

## Frauschmud.

Von Alters her erschien uns die Vorliebe für Schmutz als Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts. Vornehmlich den Frauen zuliebe spinnen die fleißigen Seidenwürrner, für sie öffnen die Diamantenselber in Indien, Brasilien und am Kap vorfichtig und sparsam ihre Juwelentasken, für sie klopft man die tristhaltesten Strahlen des Regenbogens mühsam aus dem Gestein, sichtet Perlen aus dem Schoß des Meeres, mordet Millionen und Aber-Millionen reisender und nützlicher Vögel. In jeder größeren Stadt sind der weiblichen Puhlsucht große Tempel errichtet, wo die Luxusstoffe wie ein schillernder Strom mit weißem Wellengetöse der Straußenfedern zwischen Beuten künstlicher Blumen unablässig dahinstreichen; Leute mit hervorragendem Schneibertalente können sich ungefragt Thranenlaunen gestatten. Viele Frauen, deren Mittel nicht für echte Brillanten reichen, hängen sich Similit-Diamanten ins Ohr; bis in die unteren Schichten belastet die Sorge um ein schmudtes Aeußeres oft unerbittlich das Budget der Familie und lockt manche vom Pfad der Tugend. In der Gesellschaft gleicht die Frau in hellen, farbigen Kleidern, geschmückt mit den kostbarsten Erzeugnissen des Pflanzens-, Thier- und Mineralreichs, einem glänzenden Schmetterling, während der Mann im tristen, schwarzen Frack wie eine Raupe oder eine bunste Küchenmotte aussieht. Aus seiner Gewandung ist jede augenfällige Pracht verbannt, bunte Samete und Stidereien sind längst außer Mode, und neuere Veruche, dem Kleide etwas mehr Farbe zu geben, sind immer gescheitert.

Im Gegensatz zur Kulturmenscheit legen bei wilden Völkern die Männer meist nicht nur denselben Wert auf Schmutz wie die Frauen, sondern übertreffen sie häufig noch; vollends umgekehrt ist das Verhältnis bei der höheren Tierwelt. Hier ist mit verschwindend wenigen Ausnahmen das Männchen weit reicher mit Körperzier bedacht, als das Mädchen. Hochzeitskleider hat man die prachtvollen Kostüme genannt, die manche Männchen anziehen, wenn sie auf Freiersfüßen gehen. Sonst ziemlich unscheinbare Vögel steden dann stolze Federbüsche auf, deren blickende Zaubel, an spannen prahlische Feder auf; das Gefieder schimmert von goldenen, silbernen, kupferig roten, perlmutterfarbigen Reflexen, und zuweilen blitzen Tuppen auf, deren wunderbare Farbe kaum zu definieren ist und die wir sonst in der ganzen Schöpfung vergebens suchen. Bescheidenere Vögel schimmten die Hornhaut um den Schnabel rot an, hüllten sich in ein lebhaft gefärbtes Röschchen und binden eine bunte Kravatte um. Einige legen den Schmutz, der sie vor den Gebirder Lebaudy ist der praktische Weibchen auszeichnet, überhaupt nicht ab, so der gepornete Sultan des Hünerhofes. Unter den Fischen zeigen die Stacheln in herrlichem Smaragdgrün und Karminrot, als trügen sie eine Glühbirne in transparentem Leibe, die Goldgabeln leuchtet sich einen den ganzen Körper überziehenden Schmutz von Kürtisen, der Ritterling vereinigt alle Farben des Regenbogens in feurig iritisierendem Gemisch. Der träge, phlegmatische Molch schmückt sich mit einem vielzadigen Radentamm wie ein Miniatur-Draque und prangt mit einer Weste, so rot wie die legendäre Rebo-lutionsweste Thophile Gautiers. Bei den Insekten kriecht das Weibchen zuweilen elend im Staube, während der sonntäglich angezogene Herr Gemahl in den Lüften gautelt. Einzelne tropische Schmetterlinge scheinen aus dem schillernden Auz des hellen Himmels oder aus hauchdünnen Perlmutterplatten geschnitten, andere haben Flügel aus tiefleuchtendem grünem Samt, der mit heller Applikations-Arbeit gerändert ist. Das weibliche Geschlecht ist bei diesen Arten auch noch recht luxuriös gekleidet, aber die Farben sind weniger mannigfaltig, glanzloser und nüchtern.

Darwin hat für diese Erscheinung eine Erklärung gegeben, die zwar vielfach angefochten, aber noch nicht durch eine bessere ersetzt worden ist. Die Weibchen haben nach ihm die größte Weiblichkeit mit der Stammform bewahrt und sich von dem irthlichen Aufwand der Männchen freigehalten, der nur die Blicke der Feinde anzieht, ohne von praktischem Nutzen zu sein. Das Leben der Weibchen ist wegen der Nachkommenschaft der Natur wichtiger als das der Männchen. Wenn die Weibchen also selbst auch auf Schmutz verzichten, so sind sie doch gewiegt Kritiker, und der männliche Schmetterling, der das schönste Farbenpiel aufwießt, das Nachtigallenmännchen, das am schmelzendsten seine Liebessehnsucht klagt, der Auerhahn, der am besten balzt, kurz, jeder Freier, der sich von der banalen Menge abhebt, hatte die meiste Aussicht, Gatte und Vater zu werden. Sie vererbten ihre Schönheit auf ihre Nachkommen, und sie stieg so von Generation zu Generation, bis endlich zuweilen das prächtige Männchen so verschoben war von Weibchen, daß beide gar nicht derselben Art anzugehören schienen.

Das Männchen spielt demnach, wenn wir menschliche Urtheile in die Tierwelt tragen, keine sympathische Rolle, es ist der eitle, leichtsinnige Verschwendunger, während das Weibchen voll Kunstsinns und treuer Sorge um die Nachkommen ist. Die Frau der Arbeiter - Vorstadt, die Samstagabend ihren Mann an der Schwelle der Fabrik absängt, damit er nicht den zum Unterhalt der Familie bitter notwendigen Lohn in der lärmenden Kneipe vergeude, herumschwärmende und sich mit einer stattlichen Menge genossenen Alkohols aufspiele, erinnert etwas an die in der Tierwelt zu beobachtenden Gegenätze. Für den Umstand nun, daß besonders in den oberen Klassen der Kulturvölker fast ausschließlich die Frau als eigentliche Schmutzträgerin erscheint, gab kürzlich der Gelehrte Edmond Perrier in einem sehr interessanten Vortrage, den er in den heiligen Hallen der Akademie Francaise hielt, eine Vermutung kund, die wenigstens recht galant ist. Er trägt die Frauen nicht leidfertiger Puhlsucht an, sondern schiebt alle Schuld in die Lasten ihrer Männer. Wenn in den höheren Schichten der verkümmerten menschlichen Gesellschaft, führt Perrier aus, die Frau durch ihre Vorliebe für den Schmutz eine Ausnahme zu bilden scheint, gibt sie gewissermaßen nur ein Bild der überspannten Tätigkeit und Verschwendungssucht der Männer. Unter allen Kulturvölkern der alten Welt gab es nicht eines, wo nicht die Frau in strenger Abhängigkeit vom Manne erhalten worden wäre. Der Reiche und Mächtige umgab sich, um seine Bedeutung hervorzuheben, mit Genosseninnen, als deren Herren und Meister er sich erklärte, und überlud sie mit kostbaren Stoffen und Edelsteinen, er fand sie so schöner, feiner würdiger, er machte aus ihnen lebende Trophäen seines Glücks. Nachdem die Frau sich zum größeren Ruhm des Mannes schmücken gelernt, schmückte sie sich auch für den Liebhaber, für die Desfentlichkeit, für sich selbst. Der Mann dagegen machte sich in seinem Bedürfnis nach Tätigkeit und Bewegung immer mehr von dem Flitterwerk los, unter dessen Bann er seine Gefährtin nicht ungenüßig bleiben sah.

Die Erklärung Perriers übertreibt wohl die an sich nicht zu leugnende Einwirkung des Mannes auf die Puhlsucht der Frauen. Warum soll die Frau, wenigstens als sie kein willenloses Stück Ware mehr war, ihre körperliche Schönheit nicht aus eigenem Antriebe durch Schmutz erhöhen haben, um Bewerber anzuloden oder den Erstorenen Räcker zu fesseln? Schon früh hatte die Schönheit des Weibes, die freilich zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sehr verschieden aufgefaßt wurde, bei der Auswahl eine große Bedeutung. Da die Vorträge des Mannes nicht so sehr in Schönheit, als in Kraft bestanden, ging kein Schmutz weniger darauf hinaus, die Schönheit zu heben, als seinen Anblick imponierend, ja schrecklich zu machen. Der martialische Charakter des männlichen Schmutzes hat sich bis in manche moderne Uniformen erhalten, im übrigen ist er mit den kriegserfahrenen Männen immer mehr zurückgegangen. Da aber bei den Männern der Sinn für weibliche Schönheit immer feiner wurde, da ferner der auf höhere Kulturstufe häufig eintretende Müßiggang der Frau ihre Beschäftigung mit Nichtigkeiten die Puhlsucht ungemein förderten, mußte der Schmutz der Frauen sich weiter entwickeln, wenn auch die massenhaft hierher der erlesenen und klug berechneten wird. Nachdem die Vorliebe für Schmutz einmal, man kann fast sagen, ein weibliches Geschlechtsmerkmal geworden, ist es natürlich, daß übertriebene Puhlsucht beim Manne weißlich und deshalb lächerlich erschien und die Frauen eher abhieß als anzog, ähnlich wie eine mädchenhaft helle Stimme oder ein weibliches Aeußeres. Nebenfalls ist die Darlegung Perriers ein wenig für nächtliche Weibchen, die glücklicherweise noch fern liegen. Kann ein Mann seiner Gattin den gewünschten Ring oder das Perlenhalsband verweigern, wenn sie ihm mit Berufung auf den Gelehrten Perrier naturwissenschaftlich und philosphisch nachweist, daß die Eitelkeit der Männer solche Wünsche in ihre Seele gepflanzt habe und daß der Gatte die Suppe auslöfen müsse, die sein Geschlecht ihm eingebröckelt?